



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wustmann, G.: Ein deutsches Literaturjubiläum.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein deutsches Literaturjubiläum.

In diesem Monat sind es hundert Jahre her, daß das erste wirkliche Volksdrama der deutschen Dichtung zuerst im Druck erschien: Goethe's „Göz von Berlichingen“, die erste bedeutende dramatische Production des unendlichen Dichtergenius, die erste wahrhaft geniale und echt künstlerische Zusammenfassung und Bewältigung aller tobenden und gährenden Elemente der forcirtgenialen Sturm- und Drangzeit, dies „schönste, bezauberndste Ungeheuer“, wie Wieland im „Deutschen Merkur“ es begrüßte, der „geharnischte Erstling“ unsrer großen classischen Dichtungsperiode, wie es Devrient in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ genannt hat. Niemals weder vorher noch nachher im ganzen Verlaufe der deutschen Literaturgeschichte hat eine Dichtung auf ihre und die nächstfolgende Zeit eine so wunderbare Macht ausgeübt, wie dieses Schauspiel. Lessing's „Minna von Barnhelm“, die sieben Jahre früher erschienen war, hatte auch einen durchschlagenden Erfolg gehabt: sie hatte die Kunde gemacht über alle deutschen Bühnen, selbst die süddeutschen nicht ausgenommen, sie rief eine Masse von Nachahmungen hervor, die in äußerlicher und falschverstandner Auffassung von dem Wesen des Lessing'schen Lustspiels immer und immer wieder den Soldatenstand auf die Bühne brachten, sie brach sich Bahn nach der ausländischen Bühne und erschien in wunderlichen Entstellungen auf dem französischen, dem englischen, dem italienischen Theater. Aber den gewaltigen Abstand zwischen Lessing's „Minna“ und der gesammten gleichzeitigen Lustspieldichtung, den wir heute empfinden, wir, die wir sie heute noch nach hundert Jahren unser bestes deutsches Lustspiel nennen und jedes Jahr aufs neue mit wahren Entzücken über die Bretter gehen sehen, während alles, was einst mit wichtigem Anspruch daneben stand, im Staube der Bibliotheken und in den Literaturgeschichten sein Dasein fristet, — diesen gewaltigen Abstand empfanden damals nur wenige auserlesene Geister; die große Masse vermochte das Stück nicht zu unterscheiden. Und das ist wol begreiflich; denn einen entscheidenden Wendepunkt in der Entwicklung unsrer dramatischen Poesie bezeichnete die „Minna“ nicht. Ganz anders der „Göz“: hier war etwas durchaus neues! Vor allem: dies kecke Sichhinwegsetzen über all die theatralische Convention die man dramatische „Regelmäßigkeit“ nannte, und die selbst Lessing noch geschont hatte, dies zauberkräftige Abschütteln der lästigen Fesseln der sogenannten drei Einheiten der Handlung, des Ortes und der Zeit — sodann: der glückliche Griff, der hier im Stoffe gethan war, ein Stück der theureren vaterländischen Geschichte am Wendepunkte zweier großer Epochen, und doch nicht mehr jenes unwahre gespreizte Bardenthum und Bärenhäuterthum aus

den Eichenwäldern Armin's — und dann die Fülle von Gestalten, die auf diesem Grunde sich vorübertreiben, und sie alle: Götzens edle markige Rittergestalt und Weislingen, der schwächliche schwankende Hösling, Elisabeth, die einfache tüchtige Hausfrau, das Abbild von Goethe's eigener trefflicher Mutter, und Adelheit, die kokette ränkelsüchtige Buhlerin, Georg, der frische prächtige Reiterjunge, und Franz, der arme verführte Knabe, der in sinnlicher Liebesgluth sich verzehrt, Martin, der treuherzige beschränkte Klosterbruder, der unter der Last seiner Gelübde seufzt, und der gelehrte Doctor juris Olearius, der die altüberlieferten volkstümlichen Rechte durch das fremde römische Recht verdrängen möchte, sie alle meisterhaft entworfene Charakterbilder, oft mit wenigen Strichen nur gezeichnet, in derber Holzschnittmanier, und doch von köstlicher Anschaulichkeit, voll Leben, Wahrheit und echter Leidenschaft — dazu: die lange Reihe frischer, farbenprächtiger Genrebilder, bald mittelalterliches, bald zeitgenössisches Leben wiederbildend, das Schulstündchen auf Götzens Burg, die Tischgesellschaft am Bamberger Hofe, die Reichsarmee im Felde, die Greuel des Bauernkrieges, die Romantik des Zigeunerlagers, die Schauer der heiligen Behme — und endlich: diese derbe, gemüthvolle, echt volkstümliche Sprache, von Anfang bis zu Ende gesättigt von mundartlichen Formen und Wendungen, auf Schritt und Tritt durchflochten von den anheimelnden Klängen des Buches aller Bücher, der Bibel — wo war dergleichen je gehört oder gesehen worden?

Mit einem überaus zarten und freundlichen Bilde sagt Moriz Hauptmann in einem seiner Briefe an Franz Hauser, Goethe habe den „Götz“ geschaffen „aus dem Schwulst seiner Zeit heraus, wie eine morgenfrische Rose, die durch einen Schutthaufen herauswächst.“ Aber das Bild ist mehr schön, als treffend. Nicht mit der stillen Pracht einer Blume, mit dem jähen Hineinbrechen eines vollen starken Lichtstrahles in die Finsterniß mag man das Entstehen dieser Dichtung vergleichen. Als Lessing's Minna erschien, da schrieb der geistvolle Kritiker des Wiener Theaters, Sonnensfeld, in seinen „Briefen über die Wiener Schaubühne“, daß „das feindselige Schicksal und die Bezauberung, die über der deutschen Schaubühne walte, vielleicht ihrem Ende nahe sei“, er nennt die Deutschen eine Nation, „bei welcher die Morgenröthe des Geschmacks sich wirklich ankündigt“. Er hatte recht gesehen: Mit Lessing kam die Morgenröthe unsrer Dichtung, mit Goethe brach der volle Tag herein.

Bekanntlich nahm Goethe den Stoff zu seiner Dichtung aus der merkwürdigen Selbstbiographie des Götz von Berlichingen, die dieser kurz vor seinem Tode († den 23. Juli 1562) auf seiner Burg Hornberg — denn dort, nicht in Jarthausen hat er gelebt — mühsam mit der linken Hand aufgezeichnet hatte, und die zuerst im Jahre 1731 in Nürnberg von Veronus

Frank von Steigerwald herausgegeben worden war. Diese Ausgabe hat der Dichter benutzt. Sie kam übrigens sehr durch Zufall in seine Hände. Denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß es ihm eigentlich nicht sowohl um diese Biographie, als vielmehr um ein Schriftchen zu thun war, welches ihr als Anhang beigegeben ist: Historische Nachrichten von dem Ursprung, Art und Beschaffenheit derer in Deutschland ehemals im Schwang gegangenen Fehden und Diffidationen, von W. F. Pistorius. Für die Frage, ob Goethe bereits als Straßburger Student oder erst nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt den Plan zu seinem Schauspiel gefaßt habe, war man immer nur auf Vermuthungen angewiesen; man hielt es aber für wahrscheinlich, daß die ersten Anfänge des „Götz“ erst nach Frankfurt zu verlegen seien, und glaubte, daß Goethe die Selbstbiographie des fränkischen Ritters in seines Vaters Bibliothek gefunden habe. Diese Vermuthung ist neuerdings zum Theil bestätigt worden durch eine Notiz in den vor kurzem publicirten Tagebüchern des Engländers Henry Crabb Robinson, welche Citner auszugsweise ins Deutsche übertragen hat in seinem Buche: Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Weimar 1871. Der Verfasser dieser Memoiren starb am 5. Februar 1869 im 92. Lebensjahre in London. Er hatte in seinem langen, reichbewegten Leben viele Reisen gemacht und war unter anderem siebenmal in Deutschland gewesen; sein längster und interessantester Aufenthalt fällt in die Jahre 1800—1805. In diesem Zeitraume hat er mit Wieland, Voss, Nicolai, Herder, Goethe, Schiller, Knebel, Kozebue, Brentano, Seume, der Staël, Sophie la Roche und vielen anderen hervorragenden Geistern in persönlichem Verkehr gestanden. Im Jahre 1802 traf er in Frankfurt auch mit Goethe's Mutter zusammen und er erzählt über diese Begegnung unter anderem: „Sie sprach auch von dem Ursprung des „Götz von Berlichingen“. Ihr Sohn sei eines Tags in aufgeregter Stimmung heimgekommen und habe gesagt: „O Mutter, ich habe das und das Buch in der öffentlichen Bibliothek gefunden und will ein Theaterstück daraus machen! Was für große Augen werden die Philister über den Ritter mit der eisernen Hand machen! Das ist prächtig — die eiserne Hand!“ Was Goethe selbst vierzig Jahre später in „Wahrheit und Dichtung“ über die Entstehung des Schauspiels berichtet, ist nicht frei von mancherlei Gedächtnißfehlern, und giebt nicht im entferntesten ein Bild von dem jubelnden Schöpfungsdrange, in welchem der Jüngling einst geschwelgt hatte. Um so beredteres Zeugniß legt jener merkwürdige Brief dafür ab, den er am 28. November 1771 mitten in der Schaffensfreude an seinen väterlichen Straßburger Freund, den Actuar Salzmann richtete: „Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft! . . . Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und

Shakespears und alles vergessen werden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib". Mit der „vielen Arbeit“ hat es seine Nichtigkeit. Man sieht es dem Schauspiel auf den ersten Blick nicht an, welcher enorme Fleiß darin steckt. Darum konnte er auch mit Recht an Herder schreiben, als er ihm nach der Vollendung das Stück schickte, es sei zwar „weiter nichts als Skizze“, aber das dürfe er sagen, daß er „recht mit Zuversicht gearbeitet und die beste Kraft seiner Seele daran gewendet habe“. Man muß sich in beides, in die Goethe'sche Dichtung und in ihre Quelle, die Biographie, völlig eingelebt haben, um beurtheilen zu können, wie nicht bloß die Hauptfiguren und Hauptzüge der Handlung, sondern auch eine Fülle von Detail, Namen, Ereignisse und Anspielungen aller Art aus der Biographie herübergenommen und in das Schauspiel vermoben sind. Goethe muß ganz in seine Quelle versenkt und namentlich auch in ihrem sprachlichen Ausdruck ganz heimisch gewesen sein; sonst hätten nicht an allen Orten und Enden Worte, Wendungen und sprichwörtliche Redensarten aus der Biographie in die Dichtung hinüberfließen können. Der Geist der Lebensbeschreibung weht durch das ganze Schauspiel hindurch. Hier zeigt sich's wiederum: Genie ist Fleiß.

Es ist allbekannt, daß Goethe nicht sofort den ersten Entwurf des „Götz“ veröffentlichte, sondern sechzehn Monate später, nachdem er von Wehlar zurück war und all die schwere Herzensnoth, die Lotte ihm bereitet, zu verschmerzen suchte, an eine Umarbeitung des Stückes ging. Der erste Entwurf war Ende des Jahres 1771, diese zweite Bearbeitung, welche die eigentlich populäre geworden ist, im Februar 1773 vollendet. Als er aber dann immer noch mit der Veröffentlichung zögerte und nicht müde wurde, die bessernde Hand anzulegen, verspottete ihn Merck, wie er in „Wahrheit und Dichtung“ erzählt, und fragte was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle? Die Sache werde dadurch nie anders und selten besser; man müßte sehen, was das für eine Wirkung thue und dann immer wieder was neues unternehmen. Goethe hatte keine Lust, eine Arbeit, auf die er so viel liebevollen Fleiß verwendet, einem Buchhändler anzubieten und sich vielleicht gar eine abschlägliche Antwort zu holen: denn wie sollten sie einen jungen, namenlosen und noch dazu verwegnen Schriftsteller beurtheilen? Merck schaffte Rath. Er schlug vor, „dieses seltsame und gewiß auffallende Werk“ auf eigne Kosten herauszugeben, und meinte, es werde davon ein guter Vortheil zu ziehen sein. Goethe schaffte das Papier an, Merck sorgte für den Druck; „und somit ging es, wie Goethe selbst erzählt, frisch an's Werk, und mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatische Skizze nach und nach in saubren Aushängebogen zu sehen:

sie nahm sich wirklich reinlicher aus, als ich selbst gedacht. Wir vollendeten das Werk, und es ward in vielen Packeten versendet."

Dies geschah im Juni des Jahres 1773 und ist heute just hundert Jahre her. Und der pecuniäre Erfolg dieses Geschäftes? Schiller erhielt für den „Fiesko“ 5 Friedrichsd'or, Lessing für seine „Minna“ — nichts; aber schlimmer noch erging es Goethe mit dem „Götz“. Am 21. Juli schreibt er an Kestner und Lotte nach Weklar: „Hört wenn ihr mir wolltet Exemplare vom Götz verkaufen, ihr thätet mir einen Gefallen und vielleicht allerlei Leuten. Boje hat ihrer, schreibt ihm wie viel ihr wollt. Verkauft sie alsdenn für zwölf gute Groschen und notirt das porto das sie euch kosten. Der Verlag hört Mercken, der ist aber in Petersburg, ich schicke mich nicht zum Buchhändler, ich fürchte es bleibt hocken“. Und vier Wochen später: „Und nun meinen lieben Götz! Auf seine gute Natur verlaß ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen und doch immer der besten einer. Viele werden sich am Kleid stoßen und einigen rauhen Ecken. doch hab ich schon so viel Beyfall, dass ich erstaune. Ich glaube nicht, daß ich so bald was machen werde das wieder das Publikum findet“. Er hatte in beiden Stücken recht: der Götz ist fortgekommen und hat gedauert, und noch nach hundert Jahren geht kein deutscher Knabe vom Gymnasium hinweg, der nicht mit leuchtenden Augen und klopfendem Herzen sich für seinen Götz begeistert hätte, so gut wie für seinen Tell; aber nicht bloß die Hoffnung, auch die Befürchtung erfüllte sich: der Götz „blieb hocken“ — der alles verschlingende Nachdruck stürzte sich auch auf dieses Buch, und die Herausgeber küßten nur das Geld ein, das sie in den kühnen Selbstverlag hineingesteckt hatten. Heutzutage verlangen antiquarische Kataloge für die Originalausgabe von Goethes „Götz von Berlichingen“ wohl zehn Thaler!

Der geschichtliche Götz hat aber nicht nur, wie Hebbel einmal sang, „den größten Dichtergeist des deutschen Volks entzündet“, sondern seitdem der alte vergessene fränkische Rittersmann durch Goethe's Dichtung zu einem allbekannten Volkshelden, zu einer Lieblingsgestalt der Nation geworden war, seitdem ist die Poesie immer und immer wieder zu ihm zurückgekehrt und hat ihn von neuem mit ihrem Glorienscheine verklärt. Und wie oft ist nicht die rostige eiserne Hand besungen worden! Nur zweier Strophen wollen wir gedenken, die F. Halm vor zwölf Jahren noch den Deutschen als ernste Mahnung zurief:

Deutschland, denk' an den Götz, der unterlag,
Wenn thöricht er auf Friedensworte baute,
Der siegte, wenn er seinem Recht vertraute,
Und raff' dich auf, und rüste, kriff und schlag'!

Denk an den Göz und fahre herzhafte drein,
 Germania mit deiner Hand von Eisen;
 Laß deinen Muth dein gutes Recht beweisen
 Und wage einig, wage groß zu sein!

Auch dessen dürfen wir an dem 100jährigen Geburtstage unsres ersten wirklichen Volksdramas uns freuen, daß diese Mahnung überflüssig geworden, und schneller, als die Besten unsres Volkes es je gehofft! Uebrigens ist der geschichtliche wie der dichterische Göz ein eifriger Verfechter der nationalen Idee; Kaiser und Reich gehen ihm über alles, er will ein freier Rittersmann sein, „der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst“; allen Particularismus haßt er in den Tod. „Wären die Fürsten“, spottet er dem particularistischen Weislingen gegenüber, „wie ihr sie schildert, wir hätten alle, was wir begehren. Ruh und Frieden! Ich glaub's wol! Den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlsein eines jeden! Daß sie sich nur darum graue Haare wachsen lassen! Und mit unserm Kaiser spielen sie auf eine unanständige Art!“ Und selbst als die Reichstruppen ihn auf seiner Burg belagern und er das letzte Mal mit den Seinen bei Tische sitzt, da gilt sein erster Trunk dem Kaiser: „Es lebe der Kaiser! Das soll unser vorletztes Wort sein, wenn wir sterben! Ich lieb' ihn, denn wir haben einerlei Schicksal... Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüppeligen Körpers zu sein.“ Daß der geschichtliche Göz in seiner Jugend ein Bannerträger der Hohenzollern war, und zwar im eigentlichsten Sinne des Wortes, dürfte wenig bekannt sein. Er diente als neunzehnjähriger Reiterbube am Hofe des Markgrafen Friedrich IV. von Ansbach und begleitete diesen 1499 als Fähndrich auf seinem Zuge gegen die Schweizer. Mit wahrhaft kindlicher Freude erinnert er sich noch im Alter daran, wenn er schreibt: „unnd furt ich meinem herrn dem Marggraven ein großen spieß sambt einen großen Fannen daran nach, und war der spieß weiß unnd schwarz gemalt, der fannen auch weiß und schwarz, unnd het ich uff dem helmlin ein große feder, die war auch weiß unnd schwarz, die stund strackhs über sich.“

Noch eine kleine bibliographische Berichtigung sei uns gestattet. Weller macht in seinem bekannten Index Pseudonymorum S. 141 die Angabe, Veronus Frank von Steigerwald, der erste Herausgeber der Lebensbeschreibung Gözens von Berkingen, sei identisch mit W. F. Pistorius, dem Verfasser jenes oben erwähnten Büchleins über die Fehden und Diffidationen. Die Leipziger Stadtbibliothek besitzt von dieser ersten Ausgabe Steigerwald's zwei Exempläre; in der Doublette nun findet sich vorn auf dem Einbanddeckel folgende Bemerkung:

unnd strackhs über sich.

„In dem Exemplare so mein Schwager der Land-Rath v. Boineb. in Wichmannshaus. (d. i. Boineburg in Wichmannshausen in Hessen) hat steht geschrieben: Unter dem Namen des Veronus Frankens von Steigerwald, ist der Canzley-Director von Weickersheim, Licentiat Georg Tobias Pistorius versteckt, als welcher diese Lebensbeschreibung mit Anmerkung illustriert, und zum Druck befördert hat; den Anhang von Fehden aber hat sein Sohn Wilh. Friedr. Pistorius gefertigt pp. Weickersheim, d. 30. Mart. 1740.“ Wenn diese Notiz, die neun Jahre nach der Herausgabe des Buches eingetragen ist, auf Wahrheit beruht, woran zu zweifeln kein ersichtlicher Grund vorliegt, so würde darnach die Angabe bei Weller zu berichtigen sein.

G. Wuffmann.

Das Russische Turkestan. *)

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatten sich auf dem zwischen 42 und 46° N. B. im Osten des Uralsees belegenen Gebiete, welches der Syr-Darja und Anau-Darja (Drus) bewässern und das seit alter Zeit eine Stätte von erbitterten Völkerfehden gewesen war, die Nomadenstämme (Horden) der Dasaq (Kirgis-Kaisaken) angesiedelt und waren namentlich unter Dasim's und später unter Schipai's Führung (am Ende des 16. Jahrh.) zu Macht und Ansehen gelangt. Schipai's Söhne herrschten in den Städten Turkestan und Taschkend: die der Hauptitz der „Mittleren Horde“ wurden; auch besaßen sie Rhodschend vom Abdullah-Khan von Buchara zu Lehn. Diese Blüthezeit der Dasaq dauerte nicht lange, da sie in steten Kämpfen mit den Kalmücken geschwächt wurden. So geschah es, daß Djawka, Sohn Dschehangin's, vor seinem Tode (1718) eine Stütze an Rußland suchte und Peter dem Großen den Wunsch zu erkennen gab, sich Rußland zu unterwerfen. 1723 wurden die Dasaq genöthigt, Turkestan und Taschkend aufzugeben und mit ihren Zelten nördlich und westlich weiter zu ziehen, wodurch sie sich mehr und mehr dem Russischen Gebiet näherten. Die große Horde kam in Folge dessen unter die Botmäßigkeit der Djungaren; Abu-l-kheir Khan der kleinen Horde, aber mußte 1731 die russische Herrschaft anerkennen. Die mittlere Horde hatte sich anfangs der chinesischen Botmäßigkeit gefügt, unterwarf sich nach 1781 indessen ebenfalls dem russischen Scepter.

*) Nach der „Russischen Revue“.